

Rezensionen

Hartwig Büttner/Heinfried Spier:
Historische Harzer Grubenlichter.
Entwicklung der tragbaren
Grubenbeleuchtung im Harzer Bergbau
vom Spätmittelalter bis zum Beginn des
20. Jahrhunderts

Rheinfeld, Edition LichtWerk 2021
(258 S., 239 Abb.,
ISBN 978-3-00-067765-6), 39,90 €

Über 30 Jahre haben die beiden Autoren, Hartwig Büttner und Heinfried Spier, mit Unterbrechungen, an diesem 258 Seiten starkem Werk gearbeitet. Dabei gab es sicherlich manche Tiefen zu durchschreiten, doch im Sommer 2021 war es geschafft. Es ist ein Standardwerk zur Kulturgeschichte der tragbaren Grubenbeleuchtung im Harzer Bergbau vom Spätmittelalter bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts geworden.

Der Begriff Standardwerk ist für diese Publikation eigentlich eine Untertreibung. Es ist eine der umfangreichsten Publikationen zu diesem Thema seit den 1980er Jahren. Sammler und Kuratoren bergmännischer Objekte sollten dieses Buch in ihrem Schrank stehen haben. Für diese Zielgruppe haben die Autoren das Werk geschrieben, aber auch Laien auf diesem Gebiet finden mit diesem Buch einen verständlichen Einstieg in die faszinierende Geschichte des Grubengeleuchts.

In einem Vorab-Exkurs, einer umfangreichen Einleitung, gehen die Autoren zunächst sehr dezidiert auf die Frage ein, warum einige Grubenlampen als Froschlampen bezeichnet werden. Eine Frage, die bei Laien sicherlich zunächst Verwunderung und Neugier auslöst, deren Bedeutung aber schon nach wenigen Sätzen von den Experten verständlich gemacht werden kann. Denn mit der Bezeichnung Froschlampe beschreiben Sammler die

im Harzer Bergbau benutzten Grubenlampen, die mit Fett oder Öl betrieben wurden.

Ganz klassisch folgt in den nächsten Kapiteln des Buches zunächst eine Abgrenzung der Froschlampen von ähnlichen, aber anderen Grubenlampen, um dann die unterschiedlichen Typen an Froschlampen und deren frühe Entwicklung zu beschreiben.

Sehr systematisch und mit einer Fülle von Detailgeschichten werden die verschiedenen Bestandteile der Froschlampen, ihre regional unterschiedlichen Ausformungen und ihre Veränderungen im Laufe der kultur- und technikgeschichtlichen Entwicklung beschrieben. Hierbei sind Objektgeschichten recherchiert worden, die ohne den detektivischen Spürsinn der beiden Autoren und die lange Bearbeitungszeit sicherlich nicht ans Tageslicht hätten befördert werden können. Auf ihrer Homepage (<https://edition-lichtwerk.de/>) schreiben die Autoren, dass ihr Buch eine Zeitreise durch die vergangenen drei Jahrzehnte sei, „ein Projekt, das uns beide sehr beschäftigt hat, und für das wir eine große Leidenschaft teilen. [...] Doch wir sind dankbar für die Zeit, der Weg war das Ziel, und wir konnten durch die langjährige Beschäftigung immer wieder neue und interessante Erkenntnisse dazugewinnen, aus denen sich dann am Ende ein umfassendes Gesamtbild formte. Zunächst im Kopf, dann auf dem Papier.“

Ein wichtiger Faktor bei der Erstellung dieser Objektgeschichten sind gute Bilder. Da der Betrachter die dreidimensionalen Objekte beim Lesen des Buches nur als zweidimensionale Abbildungen sehen kann, sind die Objektfotos eine entscheidende Voraussetzung, um die Einzelheiten der Objekte, die das Narrativ der Objektgeschichte tragen, ins richtige Licht zu rücken. Hier glänzt die Publikation sowohl bei den Einzelaufnahmen der Lampen als auch bei Reproduktionen von Schriftstücken und Abbildungen und der Druckqualität.

Hartwig Büttner und Heinfried Spier verfolgen sehr konsequent den Weg, das Narrativ ihrer Kulturgeschichte des Harzer Grubengeleuchts über Objektgeschichten zu erzählen. Dazu werden ca. 450 unterschiedliche Lampen sehr genau betrachtet und bis in die feinsten Details analysiert. Eine Arbeit, die von Museumsfachleuten eigentlich auch geleistet werden müsste, aber im Alltagsgeschäft nur vereinzelt zu leisten ist. Deshalb ist dieses Buch gerade für Museen mit bergmännischen Sammlungen so wertvoll. Denn die Autoren arbeiten mit Inventarisierungs- und Dokumentationsstandards, die auch in den Museen verwendet werden. Dadurch sind die Erkenntnisse aus den Recherchen der Autoren mit der Arbeit in musealen Sammlungen sehr gut kompatibel.

Am Ende ihres opulenten Werkes werden die beiden Autoren fast ein wenig philosophisch, wenn sie in einem der letzten Kapitel über ihre Sammlungsarbeit schreiben und diese als „Wärme für die Seele“ bezeichnen. Doch auch hier geben sie wertvolle Hinweise für die Einschätzung des materiellen Werts bestimmter Sammlungsobjekte und sprechen dann schließlich auch noch die Konservierung und Restaurierung von Grubenlampen an. Ein kleiner Kritikpunkt an der Aufmachung der Publikation soll erlaubt sein: Die Überschriften zu den einzelnen Kapiteln des Buches hätten sich im Fettdruck besser vom Text abgehoben und ein Auffinden der Kapitelanfänge beim Durchblättern des Buches erleichtert.

Und es soll weitergehen: Auf der bereits genannten Homepage der Autoren wird ein Folgebild angekündigt, der noch bestehende Lücken in der Darstellung und offene Fragestellungen aufgreifen soll. Man darf gespannt sein!

Dr. Johannes Großewinkelmann, Goslar

Maxwill, Arnold (Hg.):
Victor Kalinowski: An die Tatlosen!
Gedichte wider Profitgier und
Nationalismus

Bielefeld, Aisthesis Verlag 2022 (340 S.,
ISBN 978-3-8498-1598-1), 25,00 €

(Veröffentlichungen der
Literturkommission für Westfalen,
Bd. 92; Reihe Texte, Bd. 47)

Victor Kalinowski, geboren am 24. August 1879 in Schönfelde bei Allenstein/Ostpreußen, kam nach einer Lehre als Schriftsetzer und Wanderjahren ins Ruhrgebiet, wo er ab 1902 als Setzer in der Druckerei des Alten Bergarbeiterverbandes in Bochum bis zum Verbot der Gewerkschaft am 2. Mai 1933 arbeitete. Im Vorwort bezeichnet der Herausgeber Arnold Maxwill den Tod Heinrich Kämpchens 1912 als Initialzündung für Kalinowski, in Kämpchens Tradition engagierte Lyrik zu verfassen, um die Interessen der Bergarbeiter zu vertreten und Missstände der Arbeits- und Lebenswelt anzuprangern.

Seine ersten Gedichte erschienen 1915, ab 1924 publizierte er kontinuierlich in der wöchentlich erscheinenden Bergarbeiter-Zeitung, die 1929 von „Die Bergarbeiter-Zeitung“ in „Die Bergbau-Industrie“ umbenannt wurde. So wurde der „Denker an der Setzmaschi-

ne“ zum „Hausdichter“ (Walter Köpping) des Bergarbeiterverbandes.

Der Untertitel des Buches „Gedichte wider Profitgier und Nationalismus“ bringt zum Ausdruck, dass Kalinowskis Lyrik vor allem als Agitation wirken sollte. Der Angriff auf politische Gegner, scharfe Kritik an Ausbeutung und Missständen sowie Aufrufe an die Gewerkschaftsmitglieder bestimmten seinen literarischen Stil.

Wähle Männer, die dich schützen,
Die auch deiner Sache nützen,
Wenn dich die Gewalt bedroht!
Der Wähler, der sich selber achtet
Und im Betrieb nach Gleichheit trachtet,
Wählt weder gelb noch lila, sondern rot!
(aus: Dein Schutz, dein Recht, dein Trutz)

Poesie und sprachliche Gestaltung waren zweitrangig; Kalinowskis Vorbild Heinrich Kämpchen war in dieser Hinsicht von einem anderen Kaliber und deutlich sprachmächtiger.

In den Gedichten gibt es wiederkehrende Themen: Aufrufe zur Beteiligung an Betriebsratswahlen, dringende Appelle an Unorganisierte, in die Gewerkschaft einzutreten, bzw. an die Mitglieder, Unorganisierte zum Eintritt zu bewegen, Aufrufe zur Wahl der SPD und immer wieder Klagen über die desolatte Lage und die Ausbeutung der Bergleute.

Den Bergmann würgt die Steinstaublung
Die Schwindsucht schaufelt ihm das Grab
Die Stützen der Gesellschaft zwacken
Ihm von der Rente noch was ab
Der Bergmann schuftet für paar Groschen
Sie langan nie zum guten Kauf.
Die Stützen der Gesellschaft packen
Ihm immer neue Steuern auf.
(aus: „Kohlensäure“)

Das Format der Anthologie ist annähernd DIN A 4, für einen Lyrikband eine ungewöhnliche Größe. Dies verdankt sich dem Interesse des Herausgebers, jeweils einen Leitartikel der Bergarbeiter-Zeitung zusammen mit einem Gedicht Kalinowskis auf einer Doppelseite zu präsentieren und so die gemeinsame Stoßrichtung von politischer Analyse bzw. Agitation und der kämpferischen Lyrik zu unterstreichen. Die dokumentierten Leitartikel sind in der Regel im Gegensatz zu Kalinowskis Gedichten gekürzt wiedergegeben. Nur eine kleine Auswahl vereint Leitartikel und Lyrik vom selben Erscheinungstag, in den meisten Fällen hat der Herausgeber Leitartikel und Gedichte aus unterschiedlich Ausgaben der Zeitung kombiniert. Der zeitliche Abstand beträgt dabei teilweise über ein halbes Jahr. Als Beispiel: Ein Leitartikel vom 24. Mai 1930 thematisiert die wirtschaftliche Krise im Reich, daneben steht ein Gedicht vom 21. Februar 1931, das für die Gewinnung neuer Gewerkschaftsmit-

glieder wirbt; hier ist nicht nur der zeitliche Abstand bemerkenswert, auch inhaltlich gehören beide Texte nicht zusammen.

Der Wert der Anthologie ist zweifellos, einen Überblick über das Werk Kalinowskis zu vermitteln, denn außer in wenigen von Walter Köpping herausgegebenen Lyrik-Anthologien, in die einzelne Gedichte aufgenommen wurden, ist Victor Kalinowski in der Geschichte der Arbeiterlyrik nicht präsent und daher nur wenigen Spezialisten bekannt. Allerdings hat Arnold Maxwill bereits 2020 verdienstvoller Weise ein kleines Lesebuch mit einer Auswahl von Gedichten veröffentlicht. Anders als im Vorwort angegeben und durch die Gestaltung des Buches nahegelegt, sind die Gedichte Kalinowskis zwar häufig auf der Titelseite zusammen mit dem Leitartikel veröffentlicht worden, aber ab 1929 mit der Umbenennung in „Die Bergbau-Industrie“ erschienen viele von Kalinowskis Gedichten auf einer Art Feuilleton-Seite, die mit „Haus und Leben“ betitelt war. Auch die im Feuilleton oder auf anderen Seiten platzierten Gedichte präsentiert die Anthologie zusammen mit einem Leitartikel.

Die Anthologie vermittelt so einen Eindruck davon, in welchem Umfeld Kalinowskis Lyrik erschienen ist und welche inhaltlichen Bezüge zur politischen Stoßrichtung der Leitartikel bestanden. Und natürlich erschließen die hier publizierten Gedichte auch das inhaltliche Spektrum seiner engagierten Beiträge. Mehr als einen Eindruck kann der Band allerdings nicht vermitteln, denn der teilweise große zeitliche Abstand der nebeneinander stehenden Gedichte und Leitartikel durchbrechen die Chronologie, zudem fehlt auch jede historische Einordnung bzw. Erläuterung zu den Texten, der Bezug der Texte auf Wahlen, politische Vorstöße der Regierung oder der Unternehmer und andere Ereignisse wird nicht erläutert.

Es wäre möglich gewesen, einen Großteil der Gedichte mit dem jeweiligen Leitartikel abzudrucken, was eine Kommentierung und Erläuterung der angesprochenen Themen erleichtert hätte, um so den Zusammenhang zwischen Lyrik und den Leitartikeln deutlich zu machen.

Den historischen Hintergrund liefert der zweite Teil des Buches, der fast die Hälfte des Gesamtumfangs ausmacht. Unter dem Titel „Arbeit, Kapital und Krise in der Weimarer Republik“ beleuchtet Arnold Maxwill auf 157 Seiten die Politik der Weimarer Regierung, der Parteien, der Unternehmer und der Gewerkschaften. Der Text erörtert vor allem die Frage, welche Chancen SPD und Gewerkschaften hatten, eine Wirtschaftsdemokratie durchzusetzen, und woran dies scheiterte. Maxwill

verweist in diesem Text auch immer wieder auf Leitartikel der Bergarbeiterzeitung mit entsprechenden gewerkschaftlichen Forderungen. Diese gelegentlichen Verweise ersetzen aber keine Erläuterungen der historischen Hintergründe der in den Leitartikeln und Gedichten angesprochenen Themen.

Prof. Dr. Ludger Classen, Essen

Walter Christian Steinbach:
Eine Mark für Espenhain.
Vom Christlichen Umweltseminar Rötha
zum Leipziger Neuseenland

Leipzig, Evangelische Verlagsanstalt
2019 (278 S., 63 Abb.,
ISBN 978-3-374-05592-0), 16,00 €

Für die Geschichtswissenschaft sind Zeitzeugenberichte ein zweischneidiges Schwert. Auf der einen Seite bieten sie Einsichten in Zusammenhänge, die sich aus den Akten nicht ergeben, die für ein differenziertes Geschichtsbild unerlässlich sind, andererseits läuft man Gefahr, die Position der Autor:innen zu übernehmen und somit ihrer einseitigen Selbstdarstellung zu verfallen. Deshalb ist die kritische Einordnung und ideologiekritische Analyse dieser Werke für ihre wissenschaftliche Verwendung unumgänglich.

Der langjährige Pfarrer von Rötha und spätere Regierungspräsident von Leipzig Walter Christian Steinbach ist ein interessanter Zeitzeuge für die Geschichte der DDR, besonders für ihr Ende, aber auch für die Transformationen der Nachwendezeit. Als Schüler erlebte er sowohl den „Volksaufstand des 17. Juni 1953“ als auch den Mauerbau 1961 (S. 14 f.). Als Gründer des „Christlichen Umweltseminars Rötha“ waren er und seine Mitstreiter:innen wichtige Akteure der Opposition und trugen nicht unwesentlich zur „Friedlichen Revolution“ in Nordwestsachsen bei. In der Nachwende-Transformation war er wesentlicher Vertreter der neuen Verwaltung in Leipzig und der Umgebung. Sein Buch „Eine Mark für Espenhain“ zeichnet, ausgehend von der ökologischen Katastrophe im Südraum Leipzig (Braunkohlenbergbaugesbiet südlich von Leipzig), den Weg über die christliche Umweltopposition der DDR bis hin zum Leipziger Neuseenland, dem heutigen Zustand der Bergbaufolgelandschaft, nach. Der Autor war dabei ein aufmerksamer Beobachter seiner Zeit und wurde schon frühzeitig durch die politische Entwicklung geprägt. Zentrales Ereignis dieser Politisierung war die Sprengung

der Universitätskirche St. Pauli am 30. Mai 1968 im Zentrum von Leipzig (S. 16-22). Ein Zweifelsohne wichtiges Ereignis in der Diktaturgeschichte der DDR, auch wenn dem Urteil, dass diese Kirchensprengung „ein Anfang vom Ende der DDR“ gewesen sei, nur schwerlich zugestimmt werden kann.

Für den jungen Lehrer Walter Christian Steinbach bedeutete es jedoch die Entfremdung vom sozialistischen Staat und die Hinwendung zur Theologie. Seine Berufung als Pfarrer führte Steinbach nach Rötha südlich von Leipzig. Seine Pfarrgemeinde, gelegen zwischen den beiden Tagebauen Espenhain und Böhlen/Zwenkau mit ihren Staub und Rauch speienden Veredelungswerken, führten ihm die fatale ökologische Situation für die Bevölkerung in dieser Region vor Augen. Steinbach initiierte darauf ein Christliches Umweltseminar, ganz im Kontext der Zeit, analog zum Club of Rome mit seinem Bericht „Grenzen des Wachstums“ oder dem Wittenberger Kirchlichen Forschungsheim, die die zerstörerische Dynamik wirtschaftlicher Ausbeutung sowohl im Kapitalismus als auch im Sozialismus thematisierten (S. 28). Die Gruppe um Steinbach entwickelte sich schnell zu einer der aktivsten christlichen Umweltgruppen, die mit den Umweltgottesdiensten unter dem Motto „Unsere Zukunft hat schon begonnen“ ein eigenes Protestformat entwickelte (S. 81-104). Auch unter der mehrheitlich nicht-christlichen Bevölkerung der Region wurden die Aktionen wahrgenommen und unterstützt.

Höhepunkt und sicherlich der historische Moment Steinbachs war die Aktion „Eine Mark für Espenhain.“ Hierbei handelte es sich um eine als Spendenaktion getarnte Unterschriftenaktion, die ansonsten in der DDR illegal gewesen wäre (S. 128-143). Dabei wollte er mit der Geldsammlung eine Rekonstruktion des maroden Braunkohlenveredelungswerkes Espenhain finanzieren, was allerdings von den Autoritäten abgelehnt wurde (und auch finanziell keinen wesentlichen Beitrag geleistet hätte). Trotz Überwachung, Repression und teils ablehnender Haltung der Kirchenführung, war die Entwicklung ein Meilenstein für die Formierung der Opposition. Hierzu trug sicherlich auch ein Dia-Vortrag bei, der DDR-weit in Kirchengemeinden gezeigt wurde (S. 130, 133-139).

Von Interesse ist auch Steinbachs Schilderung der Runden Tische, die in der „Wendezeit“ einen interessanten demokratischen Ansatz darstellten (S. 193-212). Diese kurze von Mitbestimmung geprägte Zeit, die durch den Beitrittsprozess frühzeitig erstickt wurde, hätte einen alternativen Weg für die Menschen im Osten Deutschlands zu einer gefestigteren Demokratie und zu einer stärkeren Zivilgesell-

schaft bedeuten können. Auch der Autor befreut daher ihr frühes Ende (S. 202).

Erstaunlicherweise nimmt die Zeit nach dem Beitritt der ostdeutschen Bundesländer zum Geltungsgebiet des Grundgesetzes, anders als der Titel vermuten lässt, nur einen kleinen Teil der Ausführungen ein (S. 217-249). Dies ist ein wenig verwunderlich, da der Autor als Regierungspräsident erheblichen Einfluss auf die weitere Entwicklung nahm. Besonders die Umweltkonflikte um den Tagebau Zwenkau Anfang der 1990er-Jahre und um die Umsiedlung von Heuersdorf (1994-2005) tauchen gar nicht auf, obwohl sie unter seiner Ägide stattfanden. Dies gilt auch für die immer noch bestehenden Umweltgefahren, die im Zusammenhang mit dem Braunkohlenbergbau und der damit verbundenen Verstromung auch nach Ende der DDR bestehen. Seine Sichtweise auf diese Konflikte wäre für die Geschichtswissenschaft nicht uninteressant.

Mit Bildquellen, Archivalien des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) und Berichten von einzelnen Mitstreiter:innen (S. 72-74, 149-153, 158-163) bietet das Buch einen interessanten Einblick in die Opposition in der DDR. Unter dem Eindruck der Überwachung durch das MfS wird anhand des Buches der Mut deutlich, den diese Umweltgruppe aufbrachte. Dabei zeigt sich, dass es sich nicht um Einzelkämpfer handelte, sondern dass erst die zunehmende Vernetzung im Bezirk Leipzig und darüber hinaus zum Erfolg der Opposition in der „Friedlichen Revolution“ führte.

Es müssen aber auch einige Kritikpunkte formuliert werden. Fälschlicherweise wird der Stilllegungsbeschluss für die karbochemischen Anlagen in Espenhain auf den 8. Februar 1989 gelegt, obwohl dieser erst ein Jahr später erfolgte (S. 199). Aus historischer Sicht bedeutender ist die Einordnung der Rolle der Kirchen und von religiösen Motivationen bei der Entstehung der „Friedlichen Revolution.“ Die aktuelle Forschung bewertet diese differenzierter als der Autor. So hat sich in der Wissenschaft die Deutung durchgesetzt, dass für viele Oppositionelle in der DDR die Kirchen einen Freiraum bildeten, ohne dass eine religiöse Bindung oder ein ernsthaftes theologisches Interesse bestand. Nicht umsonst gilt Ostdeutschland als eine der säkularsten Regionen der Welt. Entsprechend war auch der Wiederaufbau der Universitätskirche St. Pauli in den 2000er-Jahren sowohl in der Leipziger Stadtgesellschaft als auch unter den Studierenden umstritten, was der Autor allerdings unterschlägt (S. 236).

Ein weiterer Kritikpunkt – und dieser wohnt vielen Zeitzeugenberichten inne – ist die fehlende kritische Selbstdarstellung. Steinbach – Regierungspräsident und seit 2002 CDU-

Mitglied – befand sich ab 1990 in der Position eines regional wirkmächtigen Entscheidungsträgers. So stellt sich nach der Lektüre von „Eine Mark für Espenhain“ die Frage, warum besonders in Sachsen nur eine schwache Zivilgesellschaft gewachsen ist, trotz des beschriebenen basisdemokratischen Ansatzes der DDR-Opposition. Die sicherlich gut gemeinten mahnenden Worte „Jede denkbare Zukunft muss mit den Betroffenen in gewaltfreien Räumen kommuniziert werden“ (S. 228) wirken vor dem Hintergrund der gewaltvollen Erfahrungen der Menschen im Strukturbruch der 1990er-Jahre, den der Autor als Regierungspräsident moderierte, wenig überzeugend. Und selbst das viel gepriesene Leipziger Neuseeland zeigt einige Probleme, die Steinbach verschweigt. So sind z. B. manche der mit öffentlichen Mitteln sanierten Tagebaurestlöcher als touristische Naherholungsgebiete für Spottpreise an westdeutsche Investoren veräußert worden – für die seit Jahrzehnten vom Dreck und Lärm des Tagebaus Betroffenen wiederum ein fremdbestimmter Zustand und sicherlich kein gelungenes Beispiel für gewaltfreie Kommunikation.

Zusammenfassend lässt sich urteilen, dass Walter Christian Steinbachs Buch ein lesenswerter Zeitzeugenbericht aus der Perspektive einer zentralen Person der christlichen Umweltopposition der DDR ist, ergänzt um zahlreiche Quellen und Stimmen seiner Mitstreiter:innen. Leider ist die Zeit nach 1990, in der der Autor nicht weniger interessant für die aktuelle und zukünftige Forschung ist, nur auf wenige Schlaglichter reduziert dargestellt.

Dr. Martin Baumert, Bochum

Stefan Kunze:
Erz, Wismut oder Uran?
Der Uranbergbau der AG/SDAG Wismut in DDR-Publikationen

Berlin Lukas Verlag 2021 (168 S., 38 Abb., ISBN 978-3-86732-394-9), 19,80 €

Die Frage, ob und wieviel Informationen über den Uranbergbau der Wismut in DDR-Publikationen vorhanden waren, soll in dem Buch „Erz, Wismut oder Uran – Der Uranbergbau der AG/SDAG Wismut in DDR-Publikationen“ von Stefan Kunze beantwortet werden. Der Autor ordnet sich mit seinem Buch in die zeitgenössische Debatte über Zensur, Propaganda, Informationstransfer und das Medien-

system in der DDR ein. Es geht Kunze darum, einige nach 1990 erschienene Äußerungen, dass es praktisch überhaupt keine Veröffentlichungen zum Uranbergbau und der Wismut gäbe bzw. dass lange nichts über die Wismut publiziert werden durfte, zu hinterfragen (S. 9). Mit diesem Ziel analysiert der Autor zahlreiche Artikel, Textstellen und Bilddokumente in verschiedenen Druckerzeugnissen, um einen „chronologisch differenzierten Blick auf die Geheimhaltungs- bzw. Zensurpraxis“ (S. 9) in Bezug auf den Uranbergbau der DDR zu werfen. Sein besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Beantwortung der folgenden Frage: Wie wirkungsvoll war die Zensur in der SBZ/DDR in Bezug auf die AG/SDAG Wismut? Mit diesem Ziel bearbeitet der Autor im ersten Teil die Publikationen in chronologischer Reihenfolge und unterteilt den Zeitraum von 1947 bis 1990 in sieben verschiedene Phasen. In den ersten beiden Phasen – 1947 bis 1953 und 1954 bis 1956 – befasst sich Kunze mit den unterschiedlichen Aspekten der Vermeidung des Wortes Uran und der Umschreibung desselben mit Buntmetall, Wismut, Erz oder Metall. Nach Auffassung des Autors bestand der Zweck dieser „Legendierung zweifelsohne in der Täuschung der Bevölkerung bezüglich des eigentlichen Gewinnungsziels“ (S. 20) und der Relativierung der Dimensionen des Uranbergbaues in der DDR. Die Jahre 1954 bis 1956 beschreibt Kunze als eine Phase der Anpassung der bisherigen Leitlinien der sowjetischen Politik. Diese ging in einen relativ langen Zeitraum von 1957 bis 1968 über, in dem die Geheimhaltung nicht mehr so restriktiv war. Nichtsdestotrotz wurde auch im Gründungsstatus der zweistaatlichen SDAG Wismut vom 21. Dezember 1953 „die Tätigkeit des Unternehmens mit der Gewinnung von Wismuterzen legendiert“ (S. 30) und die „Staatsmacht blieb weiterhin Wachsen“ (S. 44). Zudem betont der Autor, dass in den meisten Publikationen entweder das Wort Wismut oder das Wort Uranbergbau genutzt wurden. Ein gemeinsames Erscheinen der beiden Wörter, was einen Zusammenhang zwischen dem Unternehmen, dem Gewinnungsziel und dem Zweck der Nutzung des Urans ermöglicht hätte, erfolgte jedoch nur selten. Die anschließenden zwei Abschnitte von 1969 bis 1973 und von 1974 bis 1978 waren von einem Rückgang der Publikationen und der durchschnittlichen Publikationsdichte gekennzeichnet. Kunze legt in detaillierten Auswertungen der einzelnen Textabschnitte von Enzyklopädien, Monografien, Statistischen Jahrbüchern, Gedichtbänden, Heimatblättern und sogar Filmen dar, dass auf die Nennung des Wortes Uran in den frühen 1970er Jahren weitestgehend verzichtet wurde. Als Erklä-

rungsversuch für dieses Vorgehen vermutet der Autor „eine ‚von oben‘ initiierte Nichterwähnung des Urans“ (S. 77), bleibt einen Nachweis für diese Annahme aber schuldig. Ebenso bei der Beantwortung der Frage nach der „wahren historischen Bedeutung der Wismut für den Frieden“ (S. 82) verstrickt sich der Autor in spekulative Annahmen und sieht „die Brechung des Atomwaffenmonopols“ in Kombination mit einem „aufgezwungen atomaren Wettrüsten“ (S. 82) als Antwort darauf. In beiden Fällen hätten eine kritische und umfangreichere Betrachtung des Kontextes sowie Hintergrundrecherchen in einem Archiv, um die Vermutungen zu bestätigen, gutgetan. Im anschließenden Zeitraum von 1979 bis 1983 verweist der Autor auf eine geringe Anzahl an Publikationen, aber auch auf den Beginn der Aufarbeitung der Betriebsgeschichte innerhalb der SDAG Wismut. Unverändert bleibt auch in diesem Abschnitt die Vorgehensweise des Autors, die erarbeiteten Ergebnisse mit fragwürdigen und nicht nachgewiesenen Zusammenhängen zu erklären und in Kontext zu bringen. Die Hintergründe des NATO-Doppelbeschlusses von 1979, der Entstehung der westeuropäischen Friedensbewegung und der außenpolitischen Interessen der DDR bleiben fast völlig unberücksichtigt (S. 90). Der kurzzeitige Rückgang bei DDR-Veröffentlichungen zum Uranbergbau der Wismut endete nach der Stationierung der Mittelstreckenraketen in Westeuropa. Der Autor verzeichnet in den Jahren von 1984 bis 1990 nicht nur einen Anstieg der Veröffentlichungen und die zunehmende Nennung der Verwendung des Urans für Kernwaffen, sondern auch ein „Qualitätssprung bezüglich des Informationsgehaltes“ (S. 110) der Beiträge. Im anschließenden zweiten Teil des Buches erfolgt die Auswertung der vorher erfassten quantitativen und qualitativen Daten. In tabellarischer Form stellt Kunze die Anzahl der Veröffentlichungen und die Informationstiefe dieser Publikationen dar. In der Auswertung der einzelnen Tabellen kommt der Autor zu dem Ergebnis, dass sich die Anzahl der Veröffentlichungen im Gesamtzeitraum zwar erhöhte, aber auch eine „große Schwankungsbreite der Veröffentlichungsanzahl innerhalb kurzer Zeiträume“ (S. 120) auftrat. Des Weiteren zeigten die Daten, dass zum „Uranbergbau der Wismut keine längerfristigen, kompletten Erwählungsverbote durch Zensur oder Selbstzensur feststellbar“ (S. 121) seien. Somit konnte der Autor die eingangs formulierte Annahme, dass es keine Publikationen zur Wismut gab, wiederlegen und stellte fest, dass „in der DDR durchaus eine mediale Erwählung des Uranbergbaus“ (S. 121) stattfand. Um Hinweise auf „mögliche Informa-

tionsbeschränkungen“ jenseits des scheinbar doch weit gesteckten Rahmens der Zensur zu analysieren, führt Kunze die Begriffe „Nichterwählung, Fragmentierung und Legendierung“ als sogenannte „informationsdefizitäre Phänomene“ (S. 124) ein. Der Autor betrachtet dazu Publikationen, welche auf Grund ihres Themas eigentlich von der Wismut und dem Uranbergbau hätten berichten müssen, in denen ein Teil dieser beiden Grundinformationen fehlte oder in denen Uran als Erz, Buntmetall oder Wismut bezeichnet wurde. Nachfolgend schildert der Autor die Ergebnisse einer Schlagwortrecherche im Online-Archiv der Tageszeitung Neues Deutschland. Das Ziel ist es, die „Frage nach einer flächendeckenden Auswertung eines Mediums wenigstens anzureißen“ (S. 132). Aufgrund des langen Zeitraums von 1947 bis 1990 und der Auflagenstärke bleibt dieser Versuch jedoch im Ansatz stecken und hätte sicherlich das Potential für ein eigenes Forschungsprojekt gehabt. Obwohl der Autor das Thema Wismut und Uranbergbau im Neuen Deutschland hauptsächlich zur Nutzung von Propagandazwecken („Motivationspropaganda“) sieht (S. 135), stellt er trotzdem einen „Gleichklang zwischen den von Staat und Partei verordneten und den allgemein publizierten Informationen zur Wismut“ (S. 136) fest. Dieses Ergebnis scheint im Interessenskonflikt mit dem oben festgestellten Ergebnis zur nicht vorhandenen Zensur zu stehen. Im abschließenden Teil fasst der Autor seine Ergebnisse zusammen und relativiert die eingangs zitierte Aussage über ein generelles Veröffentlichungsverbot und weist auf die Diskrepanz zwischen der Quantität und der Qualität der Veröffentlichungen hin. Ein zentraler Aspekt der Auswertung – die Frage nach der Legendierung von Gewinnungsziel und Verwendungszweck – findet der Leser als roten Faden im gesamten Buch. Obwohl das Buch einen sehr detaillierten und willkommenen Beitrag zur zeitgenössischen Debatte über Geheimhaltung, Propaganda und Informationsweitergabe bei der SAG/SDAG Wismut leistet, erfolgt eine Einordnung in den Kontext des Kalten-Krieges und Ost-West-Konfliktes nur ansatzweise und häufig anhand spekulativer Annahmen ohne Referenzen. In einem Vergleich der menschlichen Opfer und der Zerstörung des Zweiten Weltkrieges mit der „heute als desaströs beschriebenen Umwelt- und Gesundheitsbilanz der frühen Jahre des Uranbergbaus relativiert Kunze nicht nur die Umweltbelastungen des Uranbergbaus, sondern verwischt auch selbst die Relationen. Das „Verwischen von Relationen“ wirft der Autor zugleich denen vor, die die „Tätigkeit der Wismut als böswillige Tat der sowjeti-

schen Besatzungsmacht“ (S. 145) bezeichnen. Wer die Umwelt- und Gesundheitsbilanz der Anfangsjahre als „geradezu unbedeutend“ (S. 144) und die Sanierungsmaßnahmen zur Eingrenzung der Umweltbelastungen nach 1991 (hier besonders das Abtragen der Spitzkegelhalden) als „Rekultivierungsexzess“ (S. 110) beschreibt, hat weder die Auswirkungen, Relationen und langfristigen Konsequenzen von Uranbergbau und Strahlenbelastung noch den Begriff Rekultivierung verstanden. Das Buch mit seinen umfangreichen Betrachtungen der DDR-Publikationen gibt einen genauen Überblick über die Benutzung der Begriffe Uran und dessen Alternativen Buntmetall, Erz und Wismut. Einen Beitrag zur wissenschaftlichen Debatte kann es trotz der vielversprechenden Fragestellung aber nicht leisten.

Dr. Sabine Loewe-Hannatzsch, Freiberg

**Boaz Levin/Esther Ruelfs/Tulga Beyerle (Hg.):
Mining Photography. Der ökologische
Fußabdruck der Bildproduktion**

*Leipzig, Spector Books 2022 (176 S.,
20 SW- und 74 Farbabb.,
ISBN 978-3-95905-632-8), 36,00 €*

Ressourcen werden knapper, Energiepreise steigen. Es gilt, neue Wege zu finden, um Wertstoffe ökologisch und wirtschaftlich zu gewinnen. Dass diese Spuren auch ungewöhnlichen Ideen folgen, zeigt ein Projekt, das im August 2022 am Forschungszentrum Nachbergbau der Technischen Hochschule Agricola (THGA) Bochum gestartet ist: Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler untersuchen, ob sich aus Grubenwässern noch strategische Rohstoffe, vor allem kritische Metalle wie Wolfram, Kobalt, Zinn, Indium und Gallium, gewinnen lassen und welche Methoden sich dazu am besten eignen. Dabei werden nicht nur die Grubenwässer selbst begutachtet, sondern auch deren Fällungsprodukte sowie Aufbereitungsrückstände.

Die Idee, aus vermeintlichen Abfällen Brauchbares zu gewinnen, ist allerdings nicht neu: An zahlreichen Grubenstandorten werden Halden oder Schlammteiche aufgewältigt, um noch enthaltene Wertstoffe zu extrahieren. So ist „Silbersee“ die im Volksmund entstandene Bezeichnung für das Restloch der Braunkohlen-Grube Johannes in Bitterfeld-Wolfen in Sachsen-Anhalt. Schon bald nach Einstellen der Förderung wurde der See ab Mitte der

1930er-Jahre zur Entsorgung der Abwässer aus der Agfa-Filmfabrik Wolfen genutzt. Bereits aus dieser Zeit stammt auch der Name, der sich daraus herleitet, dass in der Fotochemie Silberverbindungen zum Einsatz kamen. Ein weiteres Beispiel hierfür stammt aus Belgien unweit von Antwerpen: Seit den 1920er Jahren entsorgte die fotochemische Fabrik Gevaert große Mengen Silber als Nebenprodukt bei der Herstellung von Fotofilmen. Dieser Abfluss endete im Grensbeek (Border Creek), der die Gemeinden Berchem und Mortsel trennt. Wegen seines vom Silber schwarz gefärbten Schlamm wurde der Bach im Volksmund Zwarte gracht (Schwarzer Graben) oder Zilverbeek (Silberbach) genannt. Im Jahr 1927 erkannte ein in der Fabrik arbeitender Werkzeugmacher, welche Art von Vermögen die Fabrik täglich wegspülte. Der Mann erfand ein System, um das Silber herauszulösen. Heimlich entwässerte und trocknete er den Schlamm des Bachs und transportierte ihn zu einem örtlichen Hüttenwerk, wo das Silber gewonnen wurde. Der Mann erlöste jährlich bis zu einer halben Tonne Silber, mehr als genug für ein großzügiges Gehalt.

Als der Bergmann und Naturforscher Alexander von Humboldt (1769-1859) im Jahre 1802 auf seiner Forschungsreise durch Mittel- und Südamerika kupfer- und silberhaltige Mineralienproben sammelte, wird er kaum vermutet haben, dass der Fotopionier Hermann Biow (1804-1850) gut 45 Jahre später mit diesen Metallen sein Porträt aufzeichnen würde. Versilberte Kupferplatten waren die ersten in der Fotografie in großem Ausmaß verbreiteten Bildträger. Diese nach Louis Daguerre (1787-1851) benannten Daguerreotypen unterschieden sich in ihrer Materialität deutlich von dem, was heute unter einem Foto verstanden wird. Das Verfahren nutzte mit reinem Silber beschichtete Platten als Ausgangsbasis, die durch Joddämpfe „sensibilisiert“ wurden.

Bereits Nicéphore Niépce (1765-1833), mit dem Daguerre seit 1829 an der Fixierung fotografischer Bilder forschte, hatte mit Kupfer experimentiert. Die Kupferunterlage machte die Silberplatten als Bildträger nicht nur stabiler, sondern auch wirtschaftlich erschwinglich. Versilberte Kupferbleche waren zu dieser Zeit eine weitverbreitete Rohware. Als „Sheffield Plate“ wurde aus ihnen eine Reihe silberner Haushaltsgegenstände hergestellt, vom Tablett bis zum Kerzenleuchter. Die Produzenten versilberter Waren, etwa das französische Unternehmen Christofle, waren oft die ersten Hersteller von Daguerreotypie-Platten. Sie passten ihr Sortiment an den Bedarf des neuen Gewerbes an und wurden zum Mittelpunkt einer Industrie, die Fotografen mit Kameras, Optiken, Chemikalien und Platten be-

lieferte. Paris entwickelte sich zum Zentrum der Produktion. Im Jahre 1851 wurde dort allein fast eine Million ganzer Daguerreotypie-Platten hergestellt und weltweit an Fotografen verkauft. Gut 100 Tonnen Kupfer wurden dafür benötigt. Das neue Medium der Fotografie war also auf Metallverarbeitung im industriellen Maßstab angewiesen.

Entstanden die ersten Fotografien auf Metalloberflächen, so dauerte es nicht lang, bis mit Papier ein besseres Medium für die Abzüge gefunden wurde. Dies besaß gegenüber den bisherigen Trägermaterialien zwei entscheidende Vorteile: Es war deutlich günstiger und ermöglichte – anders als die Daguerreotypie, die ein Unikat war – die Herstellung von nahezu unendlich vielen Positivabzügen. Grundstoff der Papierherstellung waren Haldern, also Baumwoll- und Flachslumpen. Die wachsende Nachfrage nach Papier durch die expandierende Druckindustrie perfektionierte schließlich das Holzschliffverfahren. Dadurch wurde die Papierindustrie ein wesentlicher Faktor der Wasserverschmutzung, weil sie große Mengen von Schwefelsalzen und anderen Giftstoffen in die Umwelt freisetzte. Der chemische Prozess der Papierherstellung führte auch zur Entdeckung von Zellulosenitrat, dem ersten synthetischen Kunststoff, der in den Handel gelangte und in der Herstellung von Zelluloidfilm für Fotografien und Filme verwandt wurde.

Die Fotopapier-Industrie führte dementsprechend zum Aufkommen von Plastik, gleichzeitig nutzte sie Substanzen tierischen Ursprungs wie Albumin und Gelatine, die aus industrieller Tierhaltung und Schlachtung stammten. Ende des 19. Jahrhunderts soll ein einziger Papierproduzent in Dresden für die Albumin-Beschichtung 6 Millionen Eier pro Jahr verbraucht haben. Gelatine wurde für lichtempfindliche Beschichtungen sowohl bei Zelluloid als auch bei Fotopapier verwendet, weshalb Firmen in diesem Bereich eigene Gelatinefabriken eröffneten – noch im Jahre 1999 verarbeitete Kodak jährlich über 30 Millionen Tonnen Rinderknochen.

Silber war der wichtigste Rohstoff des fotografischen Bildes und wurde seit den Anfängen für eine Vielzahl von Herstellungsprozessen genutzt. Beim Silbergelatineverfahren wird das Silber in Form von Silberhalogeniden wie Silberbromid und Silberchlorid in die Gelatineschicht des Fotopapiers eingelagert und zeichnet als lichtempfindliches Material das Bild auf – alternativ konnten auch Platin, Gold oder Eisensalze verwandt werden. Das endgültige Bild besteht aus kleinen metallischen Silberpartikeln, die sich bei der Belichtung schwarz färben. Die nicht belichteten Silberhalogenide werden ausgewaschen.

Auch die Produktion von Schwarz-Weiß- und Farbfilm basiert auf Silber als lichtempfindlichem Stoff. Für die Beschichtung eines Meters Film sind rund 3 Gramm Silber nötig, was die großen Mengen von Silber ahnen lässt, die für die Fotoindustrie gebraucht wurden. Agfa-Gevaert nutzte 1980 als größter europäischer Verbraucher 700 Tonnen Silber. Noch heute wird für jedes chemisch entwickelte Foto Silber als Rohstoff benötigt, auch wenn die Vorlage digital entstanden ist. Mit der technischen Vereinfachung der fotochemischen Prozesse wurde Fotografie zum Massenmedium, was einen enormen Anstieg der benötigten Silbermengen nach sich zog. Mit dem neuen Markt der Amateurfotografie ab den 1920er-Jahren explodierte der Silberbedarf. Seit den 1950er-Jahren wurde die Fotoindustrie mit 50 % der Nachfrage zum größten Abnehmer von Silber. Die Autorinnen setzen sich zwar ausführlich mit den Trägermaterialien Kupferplatten sowie Papier und Zelluloid auseinander und erläutern die Gewinnung der großen Mengen Primärenergie wie Kohle und Torf, die zur Metallgewinnung als Wärmequelle benötigt werden. Aber sie gehen nicht auf den Bildträger Glas ein. Dabei haben solche Fotoplatten auch Vorteile: Im Gegensatz zum Zelluloid ist das gläserne Trägermaterial praktisch unempfindlich gegen äußere Umwelteinflüsse wie Hitze oder Chemikalien, wodurch sich Glasnegative bei guter Lagerung durch eine deutliche längere Lebensdauer auszeichnen. Sie verknicken oder rollen sich nicht, wodurch sich Probleme mit der Planlage des Films erübrigen und sie sich ferner einfacher abziehen lassen. Nicht zuletzt lassen sie sich völlig unproblematisch mit einem Flachbettscanner mit Durchlichteinheit digitalisieren. Ihre niedrige Lichtempfindlichkeit hat heute den Vorteil, dass sie – falls sie korrekt belichtet und entwickelt wurden – unglaublich feinkörnig sind und sich selbst kleinste Details noch erkennen lassen. Ihr großes Format führt oft zu fantastischen Grauverläufen und einer weichen Unschärfezeichnung. Rohstoff zur Glasherstellung ist Silizium, das als Quarzsand gewonnen wird. Spezialsande für unterschiedliche Anwendungen werden immer rarer, die Baubranche spricht in einigen Ländern schon von einem regelrechten Kampf um Sand. Und dessen Gewinnung geht einher mit massiven Eingriffen in die Natur, was Tagebau- und Abbauplanung erschwert, weil Umweltschützer auf den Plan treten. Daneben ist die Glasschmelze sehr energieintensiv, was bei den aufgrund der Mangellage derzeit hohen Energiepreisen für die Glashütten existenzbedrohend zu werden droht. Das Ausstellungs- und Forschungsprojekt „Mining Photography. Der ökonomische Fuß-

abdruck der Bildproduktion“ ist eine internationale Kooperation des Museums für Kunst und Gewerbe (MK&G) Hamburg, des Gewerbemuseums Winterthur und des Kunsthauses Wien. Der Katalog wurde ermöglicht durch die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung. Das Projekt erläutert die Materialgeschichte zentraler Rohstoffe im Kontext mit der Fotografie und stellt den Zusammenhang zur Geschichte ihres Abbaus, ihrer Entsorgung und dem Klimawandel her. Anhand historischer Fotografien und zeitgenössischer Positionen sowie Interviews mit Restauratoren, Geologen und Klimaforschern wird die Historie der Fotografie als eine Geschichte der industriellen Fertigung erzählt. Gezeigt wird, dass das Medium tief in die vom Menschen verursachten Veränderungen der Natur verwickelt ist. Das Projekt erarbeitet eine neue Perspektive, indem es nicht bloß die Folgen des Klimawandels abbildet, sondern erforscht, wie das Medium Fotografie selbst materiell und ideologisch in Umweltveränderungen verwickelt war. Waren zunächst vor allem Kupfer, Silber, Salz und Gold für die Fotografie von der Daguerreotypie bis zum Silbergelatineabzug notwendig, sind es im digitalen Zeitalter häufiger Seltene Erden und Metalle wie Coltan, Kobalt oder Europium. Die Forscherinnen und Forscher wollen mit diesem Projekt belegen, dass die Entwicklung der Fotografie nie unabhängig vom weltweiten Rohstoffhandel und Raubbau an Mensch und Natur stattfand: „Und gleichzeitig macht eben die Fotografie genau diese unlösbare Verbindung sichtbar, dokumentiert und reflektiert die rücksichtslose Ausbeutung unserer Welt, basierend auf dem offenbar nicht zu stillenden Hunger der Menschen nach mehr“, betonen die Direktorinnen der drei beteiligten Museen im Vorwort.

Dr.-Ing. Eckart Pasche, Willich

**Astrid Dörnemann/Andreas Zilt (Hg.):
99 x Stahl. Facetten des Stahlstandorts
im Duisburger Norden**

*Münster, Aschendorff Verlag 2022
(220 S., zahlr. SW- und farbige Abb.,
ISBN 978-3-402-24872-0), 19,95 €*

*(Veröffentlichungen aus dem
thyssenkrupp Corporate Archives, Nr. 8)*

2021 feierte der größte deutsche Stahlstandort seinen 130. Gründungstag. 1891 hatte August Thyssen im Duisburger Norden die Gewerk-

schaft Deutscher Kaiser mit dem Ziel erworben, sie zum Hüttenwerk mit eigener Kohlenversorgung auszubauen. Noch im selben Jahr ging in Hamborn das erste Siemens-Martin-Stahlwerk in Betrieb, das zum Ausgangspunkt für Thyssens Aufstieg zu einem der einflussreichsten Unternehmer der Eisen- und Stahlindustrie wurde.

Dies nahm thyssenkrupp nun zum Anlass für die Publikation des vorliegenden Bandes, der von dem Team des Konzernarchivs erarbeitet und von der Archivleitung herausgegeben wurde. Anders als die letzten Überblicksdarstellungen zum Unternehmen, die in den 1960er Jahren zum 75. von Wilhelm Treue und 1991 zum 100. Jubiläum von Helmut Uebbing verfasst wurden, verzichtet das aktuelle Buch auf eine durchgängige Darstellung der Unternehmensgeschichte, sondern berücksichtigt dem Titel entsprechend nur 99 ausgewählte Facetten. Eine Übersicht zur Gesamtentwicklung bietet allein die das Buch abschließende siebenseitige Chronik mit den wichtigsten wirtschaftlichen und technischen Rahmenbedingungen und insbesondere zur Inbetriebnahme und Schließung von Anlagen. Die Facetten sind in zehn Kapitel von unterschiedlichem Umfang aufgeteilt und umfassen jeweils ein Foto mit einem knappen, deutsch- und englischsprachigen Text, der neben der Motivbeschreibung auch Informationen zum zeit- und unternehmenshistorischen Kontext bietet.

Schon ein Blick ins Inhaltsverzeichnis verdeutlicht den Themenschwerpunkt. Es geht vorrangig um die Menschen im Werk und ihre Arbeitswelt, die in sechs Kapiteln im Vordergrund stehen, aber auch in den anderen eine gewisse Rolle spielen. Der überwiegende Teil der Abbildungen zeigt folglich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in unterschiedlichen Produktionsbereichen und der Verwaltung, aber auch in ihrer Freizeit, was sich wohltuend von zahlreichen gerade älteren Publikationen zum Thema abhebt, die lange Zeit menschenleere Werksanlagen favorisierten. Die Bildauswahl sorgt für Lebendigkeit und ermöglicht umfassende Einblicke in typische Situationen am Arbeitsplatz und dessen Wandel im Laufe der Zeit. Erfreulich ist der hohe Anteil an Bildern, die Frauen zeigen und so das klassische Sujet der Stahlindustrie als reine Männerwelt zurecht-rücken. Leitungsgremien wie Vorstände und Aufsichtsräte sowie die Gründerfamilie treten dabei zugunsten einer großen perspektivischen Breite zurück. In der gelungenen Mischung der Motive kommen die verschiedenen Betriebe und Produktionsbereiche mit ihren technischen Einrichtungen nicht zu kurz. Regelmäßig zeigen Gesamtansichten und Teilansichten die kolossale Dimension

der Werke. Die Abbildungen stammen vorrangig aus der Zeit zwischen den 1920er und 1980er Jahren, jedoch werden auch jüngere und ältere Perspektiven ausreichend berücksichtigt. Insgesamt vermitteln sie einen tiefen Einblick in die gesamte Spannweite dessen, was ein Unternehmen der Stahlindustrie in der Vergangenheit, aber auch heute noch ausmacht. Dabei ist immer daran zu denken, dass es sich bei den Abbildungen meist um Arbeiten von angestellten Werksfotografen handelt, die Situationen mitunter inszenierten und damit ihre eigene Realität schufen. Natürlich ist bei einem von einem Unternehmen anlässlich eines Gründungsjubiläums publizierten Text-Bild-Band ein gewisser werbender Charakter zu erwarten, der an einigen Stellen auch deutlich durchscheint, in der Gesamtbetrachtung jedoch mit der gebotenen Zurückhaltung auftritt. So werden zwar die vielfach erwähnten technischen Innovationen durchaus im Stile einer Erfolgsgeschichte präsentiert, was angesichts der besonderen Bedeutung Thyssens für die Branchenentwicklung innerhalb eines solchen Zeitraums durchaus eine Berechtigung hat, denn ohne diese hätte sich das Unter-

nehmen über alle Umbruchsphasen hinweg niemals solange am Markt halten können. Zugleich wird über den gesamten Betrachtungszeitraum eine gewisse Aufbruchsstimmung vermittelt, die aus dem historischen Hintergrund heraus auch Zukunftsperspektiven für den mit Blick auf den aus Klimaschutzgründen bevorstehenden Wandel hin zu einer dekarbonisierten Stahlerzeugung und -verarbeitung aufzeigt. Das Motto lautet in gewisser Weise: Es ist immer irgendwie weitergegangen und diese Konstante wird sich auch nicht ändern, weil Modernität zu jedem Zeitpunkt ein zentrales und weiterbestehendes Traditionsmerkmal von Thyssen ist.

Allerdings spart das Buch auch nicht mit Kontrasten, die etwa bei den Themen Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg und Arbeitsplatzabbau im Verlauf der Stahlkrisen offensiver, bei der Betrachtung von „Umwelt und Raum“, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist, defensiver erfolgt. Wer mag, kann auch im Kapitel „Soziale Leistungen“ ein gewisses Gegenstück zur heutigen Zeit erblicken, muten doch die zahlreichen gezeigten Beispiele einer umfassenden „Fürsorge“ schon nostalgisch an,

zumal das Fehlen neuerer Abbildungen ganz klar auf deren Abschaffung verweist.

In der Gesamtschau ist den Herausgebern ein anschauliches und unterhaltsames Buch gelungen, das sich eher an die breite Öffentlichkeit richtet, die nicht unbedingt an tiefen Hintergrundinformationen oder wissenschaftlichen Synthesen interessiert ist. Das gewählte Format besticht so einerseits durch seine Prägnanz und Kürze, mit der die angesprochenen Aspekte abgehandelt werden, lässt dadurch aber andererseits zwangsläufig Fragen offen. Dies schmälert jedoch nicht den Lesegenuss, sondern regt eher zur weiteren Befassung mit dem Thema Stahlindustrie an. Das Buch weckt Interesse, indem es die Möglichkeit bietet, vergleichsweise schnell einen Überblick über 130 Jahre Duisburger Stahlgeschichte zu gewinnen und gleichzeitig einiges über die aktuelle Situation zu erfahren. Vor allem aber stellt es die längst überfällige weitere Annäherung an die fotografische Dokumentation Thyssens dar, die bislang etwa im Vergleich zum ehemals großen Konkurrenten Krupp erheblich zu dürftig ausgefallen ist.

PD Dr. Dietmar Bleidick, Bochum

DER ANSCHNITT

Herausgeber:
Deutsches Bergbau-Museum Bochum
Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V.

Vorsitzender des VFKK-Vorstands:
Dr. Heinz-Werner Voß

Vorsitzender des VFKK-Beirats:
Bergassessor Dipl.-Kfm. Dr.-Ing. E.h. Achim Middelschulte

VFKK-Geschäftsführer:
Museumsdirektor Prof. Dr. rer. nat. Stefan Brüggerhoff

Schriftleitung:
PD Dr. Dietmar Bleidick

Editorial Board:
Prof. Dr. Sunhild Kleingärtner, Prof. Dr. Tina Asmussen, Dr. Lena Asrih,
Wiebke Büsch, Dr. Michael Farrenkopf, Prof. Dr. Rainer Slotta,
Prof. Dr. Thomas Stöllner

ISSN 0003-5238

Anschrift der Geschäftsstelle
und der Schriftleitung:

Deutsches Bergbau-Museum Bochum
Am Bergbaumuseum 28 - 44791 Bochum

Kontakt:

Geschäftsstelle (02 34) 58 77-113
sabine.birnfeld@bergbaumuseum.de

Schriftleitung (02 34) 58 77-103
dietmar.bleidick@bergbaumuseum.de

Einzelheft 9,- €, Doppelheft 18,- €; Jahresabonnement (6 Hefte) 54,- €
kostenloser Bezug für die Mitglieder der Vereinigung (Jahres-Mitgliedsbeitrag 50,- €)

Layout: Rolf Krause

Gesamtherstellung und Versand:
Bonifatius GmbH Druck – Buch – Verlag, Paderborn

